



### Schwärmer.

Schwärmer, das sind die wilden,  
lohenden Brände im Kall von Tagen.  
Schwärmer: die rufen, lärmten mit Schilden,  
haben sich glühend lichtwärts getragen.  
Wurden im funkelnden Neu ihrer Seele  
aller Irrnisse Herr!  
Blicken verächtlich auf Menschenherde,  
lieben berauscht nur All und Erde,  
aber verzeihen sehr!  
Tragen Sterne im Hirn und Töne  
holder Sphären und großes Licht,  
sind dieser Erde irdischste Söhne,  
tragen ihr Weh, aber klagen nicht!  
Heben sich höher: lächelnde Loren!  
Sind aus der Sonne ins Sein geboren!

Von Hans Franke.

### Probleme der Frauenarbeit.

Von Sally Jepier.

Der Krieg hat mit einem Schlage wieder das Problem der Frauenberufarbeit in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt. Zwar hat er mit der rapid anwachsenden Erwerbstätigkeit der Frauen keine neue wirtschaftliche Erscheinung gezeitigt, sondern nur Entwicklungen zu rascherem Ausdruck gebracht, die bereits vier Jahrzehnte hindurch in dem Wilde des gesellschaftlichen Lebens aller Kulturländer scharf hervortraten. Aber eben durch den sturzartigen Fortschritt der weiblichen Berufstätigkeit während der Kriegszeit und das Eindringen der Frauen in eine Reihe gewerblicher und sonstiger Arbeitsgebiete, die bei normalem Fortgang der Wirtschaft vermutlich noch lange ausschließlich männliches Betätigungsfeld geblieben wären, wurden nicht nur die Frauen selbst, sondern alle an dem Weiterbau der Menschheit überhaupt Interessierten zum Nachdenken über die sich daraus ergebenden Fragen gezwungen. Und diese Fragen sind in der Tat vielfältig und kompliziert genug.

Wie sehr ihre Beantwortung noch auseinandergeht, auch in den Kreisen derer, die sich schon eingehend damit befaßt haben, das zeigt wieder in schlagender Weise eine Diskussion, die sich vor kurzem im Anschluß an einen sehr interessanten Vortrag des Genossen Dr. Quard im Verein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse entwickelte. Quard hat sich das Verdienst erworben, in einer Serie von Artikeln in den „Sozialistischen Monatsheften“ die Frauenerwerbsfrage in allen ihren Verzweigungen zur öffentlichen Debatte zu stellen. Eine große Zahl von Gewerkschaftlern und Gewerkschaftlerinnen traten ihm in Darstellungen der Frauenarbeit in ihren besonderen Gewerben, größtenteils mit anderen Auffassungen gegenüber. Dieselben Gegensätze waren auch jetzt wieder in der Debatte im Verein bemerkbar. Sie drehen sich in erster Linie um folgendes: Quard weist auf die Tatsache hin, daß die Frauenerwerbsarbeit, besonders auch in den Fabrikindustrien, in raschestem Wachstum ist. Es ist bekannt, daß schon seit einigen Monaten nach der Statistik der Krankenkassen die Zahl der gewerblich tätigen Frauen in fast alle Berufe eingedrungen, sie verrichten körperlich außerordentlich schwere und gefährliche, aber auch in manchen Fällen hochqualifizierte Arbeit, wie sie früher nur von Männern, und zwar nach langer Lehrzeit ausgeführt wurde (besonders in der Munitions- und Metallindustrie).

Da die Not, der Mangel an männlichen Kräften jetzt die Unternehmer dazu treibt, es so gut wie überall mit Frauenarbeit zu versuchen, kann der Krieg uns direkt zu einer Probe für die Eignung und Fähigkeit der Frauen für die verschiedenen Berufstätigkeiten werden. Wir besitzen bereits zahlreiche Zeugnisse von Arbeitgebern, die sich sehr anerkennend über die Leistungen von Frauen auch bei schwierigen und früher nie von ihnen ausgeführten Arbeiten äußern. Die Frauen sind aber leider wirtschaftlich und gewerkschaftlich nicht geschult genug, die Vorteile ihrer gegenwärtigen Stellung im Wirtschaftsleben auszunutzen. Sie geben sich mit Löhnen zufrieden, die oft, selbst bei gleicher Akkordeleistung, nur die Hälfte des entsprechenden Männerlohnes betragen, und den Gewerkschaften ist es bisher nicht gelungen, die Forderung: „Gleicher Lohn für gleiche Leistung“ durchzusetzen. Dabei müssen die Frauen ihren Beruf unter sehr viel schwereren Begleitumständen ausüben als der Mann. Auf ihnen lastet neben der Erwerbsarbeit noch die Wirtschaftsführung, die Sorge für die Kinder und die Nahrungsmittelbeschaffung. Quard stellt nun die Frage: Wie werden sich die Verhältnisse nach dem Kriege gestalten? Können wir annehmen, daß mit der Heimkehr der Männer aus dem Felddienst diese wieder in alle Eckt der Frauen besetzten Stellen einrücken, mindestens die verheirateten Frauen in ihrer übergroßen Mehrzahl in das Haus und die Familie zurückkehren werden? Das wäre schon deshalb verfehlt, weil sich die Bewegung zu steigender Frauenerwerbsarbeit bereits vor dem Krieg ebenfalls auf die verheirateten Frauen erstreckte. Und sie ist aus privat- und volkswirtschaftlichen Gründen auch für sie nicht mehr auszuhalten. Selbst die Parteien, die ihren sozialen Ansichten entsprechend die Ehefrau gern durch gesetzliche Verbote aus der Fabrik ausgeschlossen sehen möchten, mußten zugeben, daß die gesellschaftliche Produktion nicht mehr ohne deren Mittätigkeit aufrechterhalten werden könne. Und wie sollte

sie das jetzt nach der Verminderung der Volkskraft um so viele der rüstigsten männlichen Arbeiter? Die Zurückdrängung der Ehefrauen könnte auch nur schädigend auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen der anderen wirken. Noch weniger als gegenwärtig läßen sich dann die Frauen veranlaßt, sich jahrelang gleich dem Mann für eine bestimmte Tätigkeit vorzubereiten zu lassen, also Qualitätsarbeiterinnen zu werden. Denn wird Zeit und Mittel für die Erlernung eines Berufs opfern, wenn er weiß, daß er ihn nur kurze Zeit ausüben kann?

Liegt es also in der Tat so, daß die Arbeit der Frauen, einschließlich von Millionen Ehefrauen für die Gesamtwirtschaft unentbehrlich ist, und ist anzunehmen, daß es auch weiterhin und erst recht nach dem Krieg nicht möglich sein wird, den Unterhalt der Familie allein durch männliche Arbeit zu beschaffen, so bleibt uns nichts übrig, als die Schädigungen der Berufarbeit möglichst von den Frauen abzuwälzen. Zu diesem Zweck müssen vor allem ausreichende Arbeiterinnenschulungsvorrichtungen gegeben werden, wie sie bei der Vorbereitung der neuen Gesetze für Mutter und Kind im Ausschuß für Bevölkerungspolitik gefordert wurden. Die Gewerkschaften müssen ferner solche Löhne und Arbeitsbedingungen für die Frauen durchsetzen, daß keinerlei gesundheitliche Schädigung, besonders keine Schädigung der Mutter, eintreten, die arbeitende Frau für ihre eigene und die Pflege ihrer Familie genügende Geldmittel aufwenden, daß sie auch nicht zur Konkurrentin für den teurer arbeitenden Mann werden kann. Um die Kinder vor Vernachlässigung zu bewahren, ist dann dringend die Einrichtung öffentlicher Krippen, Kindergärten, Horten in ausreichender Zahl und in hygienisch und pädagogisch einwandfreier Ausgestaltung anzustreben. Und endlich muß die Arbeiterchaft schleunigst daran gehen, selbst für Institutionen zu sachlicher Ausbildung der jungen Arbeiterinnen zu sorgen, damit die Gefahr abgewendet wird, daß die Frauen schließlich allgemein wieder in die nichtgelernten, unqualifizierten Arbeiten zurückgedrängt, schlechter entlohnt und so dauernd zu Arbeitern zweiten Ranges herabgedrückt werden.

Dieser Quardschen Auffassung wurde in den „Sozialistischen Monatsheften“ wie in der Diskussion über seinen Vortrag von verschiedenen Seiten folgendes entgegengehalten:

Es sei eine überall beobachtete Erscheinung, daß die Frauen die Berufarbeit nur als Durchgangsstation zur Ehe zu betrachten pflegen. Keine gäbe die Hoffnung auf eine Verheiratung auf, die es ihr möglich machen werde, sich wieder ausschließlich der Familie zu widmen. Deshalb legten die Frauen von vornherein nicht annähernd den gleichen Wert auf die gewerkschaftliche Organisation wie die Männer, und es sei nicht verwunderlich, wenn die Gewerkschaften für die schlechtorganisierten und an ihren eigenen Forderungen nicht lebhaft interessierten Frauen nicht genügend erreichten. Das Urteil über die Leistungen der Arbeiterinnen in hochqualifizierten Tätigkeiten sei auch durchaus noch nicht abgeschlossen; im allgemeinen zeigten sie weniger Fähigkeit und Lust, sich in schwere Aufgaben zu werfen, ganz in ihrer Arbeit aufzugehen und sich volle Selbständigkeit anzueignen. Es komme hinzu, daß es auch der männliche Arbeiter nicht für die segensreichste Entwicklung ansehe, wenn die Ehefrau dauernd durch Fabrikarbeit der Familie entzogen würde. Keine öffentliche Einrichtung zu gemeinsamer Wirtschaftsführung und zur Beaufsichtigung der Kinder werde ihm je die Freude an einer Hauswirtschaft ersetzen, in der die Frau nur mütterliche und Familienpflichten zu erfüllen habe. Wie sehr man zudem durch Schutzvorschriften die Frau vor Arbeitsschädigungen zu bewahren suche, stets müssen die mütterlichen Funktionen durch jahrelange schwere körperliche Tätigkeit leiden. Es sei also trotz alledem das Beste, dahin zu streben, daß wenigstens die Ehefrau nicht genötigt sei, mit zum Familienerwerb beizutragen.

Wie man sieht, zwei schroff einander widersprechende Anschauungen! Welches ist die richtige? Man könnte sagen: das ist gegenwärtig überhaupt unentscheidbar; wir müssen es eben der Zukunft überlassen, welcher der beiden Parteien sie recht geben mag. Aber dieser Standpunkt des Abwartens, im Grunde der der Uninteressiertheit, ist im Ernst unmöglich. Denn, wie sich schon aus dieser kurzen Darstellung der Streitfrage ergibt, kommen hier nicht bloß Meinungen in Frage, sondern eventuell notwendige Maßnahmen und Gesetzesforderungen. Haben die Verteidiger des Alten recht, so wäre es in der Tat besser, man ließe die Mädchen irgendeine ungelernete, wenn auch schlecht entlohnte Arbeit verrichten, bis sie glücklich in den erlebten Ehefrauen einlaufen, das heißt sie bleiben im Wirtschaftsleben, was sie bisher gewesen sind: Lückenbüßer für die geringerwertigen Tätigkeiten. Doch gegenüber dieser Meinung ichtig mir in der Diskussion seines Vortrags neulich das Recht durchaus auf Quards Seite, wenn er immer wieder hervorhob: es handle sich gar nicht um Neigung oder Abneigung, es handle sich nicht darum, was uns angenehmer dünkt, bestimmend sei das wirtschaftliche N u z. Und so lange niemand nachzuweisen fähig sei, daß die Weiterentwicklung in der Zukunft in umgekehrter Richtung gehen wird als bisher, so lange ist es die erste Aufgabe des Sozialpolitikers, den gegenwärtigen Schäden abzuwehren und Wahn für alle Einrichtungen zu brechen, die Männern und Frauen ein menschenwürdiges Dasein auch bei veränderten Wirtschaftszuständen und Familienbeziehungen möglich machen würden.

Gewiß: Weder die Gewerkschaften noch sonst jemand in der Arbeiterchaft verteidigt das Prinzip des absoluten Gehenslassens. Quards Forderungen sind zum großen Teil die allgemeinen Forderungen der Sozialdemokratie zur Hebung der Frauenarbeit. Aber gerade diese Tatsache enthält

im Grunde einen Widerspruch. Denn man kann nicht zugleich das eine und das andere, allgemeine Berufsarbeit der Frau und Rückkehr der Ehefrau in die Familie wollen. Wir sind uns eben über das Problem ganz und gar noch nicht nach allen Richtungen klar geworden. Deshalb gehört es zu den wichtigsten Aufgaben für Partei und Gewerkschaften, sich ständig damit zu befassen, es in allen Einzelpunkten durchzuberaten und es nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden zu lassen. Vor allen anderen aber hat jede denkende Frau die Pflicht, sich damit zu beschäftigen und so auch geistig die Früchte aus den wirtschaftlichen Entwicklungen der Kriegszeit sammeln zu helfen.

### Das Geheimnis der Vererbung.

Von R. D. Franco-München.

Eine der unerwarteten segensreichen Folgen des großen Krieges ist die endliche Wiedergutmachung eines uralten Unrechts durch die Errichtung von Benachteiligten. Die sáredliche Ernte, welche der Tod jetzt in allen Ländern hált, hat uns das Kapital, welches das einzelne Menschenleben für die Gesamtheit bedeutet, endlich ganz anders einschätzen gelehrt als früher und unser Gewissen dafür geshárt, daß kein begabter Kopf mehr untergehen darf in der Unkunst der áuheren Verhältnisse. Die Tragödie, der man früher allenthalben begegnete, daß sich auf den untersten Stufen der Lebenshaltung Menschen fanden, die als Tausendster, Fabrikarbeiter oder Bauernknecht plötzlich Eignung für hohe geistige Leistungen zeigten, sich aber nicht mehr durchsetzen konnten, weil eben die Vorbedingungen der Erziehung fehlten, wird sich dadurch in Zukunft weit seltener wiederholen, wenn man die Volksschüler geeigneten Intelligenzprüfungen unterzieht und den Begabten dann von Staatswegen den Aufstieg ermöglicht.

Dies ist eine Frage gestellt, die letzten Endes in jede Familie eingreift, an jeden von uns gerichtet ist: Bist du auch das geworden, was du eigentlich bist? Darum kann ich jedermanns Interesse voraussetzen für das, was ich sagen will.

Wie kommt es, daß eine so große Zahl Menschen ganz andere geistige Bedingungen mit sich bringt, wie sie des geistige Milieu erfordert, in das sie hineingeboren sind? So lautet die obige Frage in der Form, in der ich sie beantworten möchte, um auf einen merkwürdigen neuen Fortschritt der Wissenschaft hinweisen zu können, von dem es mich zu reden drängt.

Das vielbesagte Auseinanderfallen von innerem Adel und áuheren Lebensumständen, beruht vornehmlich darauf, daß die Vererbung, auf die ja alle Begabung zurückgeht, geradlinig ist während die sozialen Verhältnisse einer Familie stets ein Durcheinander von Wellen darstellen.

Gerade in diesen Jahren des Abnehmens ganzer Klassen der Bevölkerung und des Aufsteigens neuer Schichten zum Reichtum hat jedermann mehr Verständnis für diesen Satz denn je. In der Familie Vernouilli bereichte sich das mathematische Talent von 1654—1893, also mehr denn 200 Jahre lang. Aber warum wurde diese Familie für die Geschichte der Vererbung so berühmt? Weil sie in den gesicherten begablichen Lebensumständen des gelebten Patriaziers sieben Generationen lang bleiben konnte. Wäre sie in den Strudel des spanischen Erbfolgekrieges, der in jene Zeit fiel, mit hineingerissen worden, dann hätten wohl die jungen Vernouillis nicht weniger helle Köpfe mifbekommen, aber wir wáhten nichts von ihrer mathematischen Begabung, denn sie wären untergegangen in anderen Berufen, der eine vielleicht als Pfláchtling im Glend, der andere als Kaufmann, der dritte als Soldat.

Damit ist es vielleicht schon sichtbar geworden, was ich zeigen wollte: die Vererbung láßt sich nur als eine besondere Konstellation der Lebensumstände erkennen.

Diese Einsicht fáhrt einen großen Schritt náher zu der Klárung der Frage: Was ist Vererbung überhaupt? Vor allem wird man jetzt leicht einsehen, daß geistige Erbschaft etwas ganz anderes ist als materielle. Mit dem Ausdruck Kapital, den man hierfür so lange angewendet hat, gelangt man nur auf Irrwege. Dann Kenntnisse lassen sich nicht bereiten wie Wertpapiere, und das einfache Zahlenrechnen verlagert auf dem geistigen Gebiet.

Man hat sich früher die Sache leicht gemacht und gedacht, daß die Eigenschaften des Kopfes in ihm aufgetapelt sind wie Geld in einer Kasse. Je gröüer der Kopf, desto gesúchter. Ein Kopf mit zehn Millionen Hirnzellen mehr, müüte also mehr enthalten als ein anderer. Und dieses „Kopfkapital“ lieüe sich vererben. So viele Ságe, so viele Irrtümer sind das.

Die neueste Vererbungsforchung hat sich von allen diesen Dingen ein ganz anderes Bild gemacht. Und da diese so sehr in die brennenden Tagesbedürfnisse eines jeden von uns hineingehören, wird man mir den großen Umweg vergeihen, auf dem allein ich diesen Standpunkt des neuen Wissens ganz verständlich machen zu können glaube.

Nehmen wir zwei Schachspieler, die sich soeben ihrem Endspiel náhern und nach einem aufregenden Kampf ihrer Figuren jeder nur mehr außer ihrem König einen Diázier und einige Bauern haben. Ihre Aufgabe náhert sich damit dem Abschluß. Bald wird der König der einen Partie mattgesetzt sein. Ober das sich entwickelnde Endspiel wird in dem Augenblick aufgegeben werden müssen, wenn sich bei einem der Spieler die Ueberzeugung festigt, es sei ihm unmöglich dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen. Eine solche abgebrochene Partie wird bekanntlich in der Sprache der Schachspieler als remis bezeichnet. Die letzte Stellung vor diesem Ende kann dabei das verschiedenste Bild bieten. Auf den 64 Feldern des Schachbrettes können schon zwei Könige zu einander über 8000 verschiedene Stellungen einnehmen, bei 4 Figuren steigert sich die Zahl dieser Möglichkeiten zu hunderten.

Wenn nun zwei Spieler vereinbarten wárdén, daß sie ihre Partie in dieser Endstellung nicht abbrechen, sondern dadurch forsúhen, daß sie, von der Endstellung ausgehend, die gesamten Streikkráfte wieder herstellen und dann neuerdings beginnen einen endgültigen

Endficht zu suchen, dann haben sie ebenso zahllose neue Eröffnungsrichtungen gewonnen. Man kann Hunderttausende von Schachpartien spielen, ohne daß die gleiche Konstellation wiederkehrt. Dafür wird aber jede der wiederhergestellten Partien gefegmäßig beeinflusst sein von der vorhergegangenen. In deren Endstellung kam bereits der Ablauf zur Geltung; jeder schlechte oder gute Zug der Spieler hatte in dieser Endstellung seine Spuren hinterlassen, weil ja bei dem Schach immer ein Zug den anderen nach sich zieht.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß dadurch die Endstellung gewissermaßen eine Formel für den ganzen Spielverlauf ausdrückt, die auch der auf sie folgenden Partie von vornherein das Gepräge gibt. Fehler und gute Züge, Vorteile und Nachteile werden auf diese Weise wirksam; mit anderen Worten: sie werden vererbt.

Längst wird man nun schon durchsichtig haben, daß eine auf diese neue Weise gespielte Schachpartie auf das trefflichste das merkwürdige Gesetz der Vererbung verständlich macht.

Das Schachspiel hat eine sonderbare Übereinstimmung mit dem Leben. So wie die einzelnen Züge, so reihen sich auch die Handlungen des Lebens logisch aneinander, das Gesetz von Ursache und Wirkung verbürgt es, daß jede von ihnen ihre Folgen hat. Und zugleich ist auch das ganze Leben so wie eine Schachpartie in zwei Heerlager geteilt: Gut und Böse, Wahrheit und Irrtum, Aufbauendes und Zerstörendes liegen sowohl in unserer Brust stets im Kampfe miteinander, wie sie auch in unserem Körper stets nach einem Ausgleich suchen.

Diesen Zustand nun geben wir als Erbschaft unseren Kindern weiter. In einer bestimmten Konstellation, einer Art Endstellung übernehmen sie das Spiel der Eigenschaften, der körperlichen und der geistigen und bauen von da aus, ihre eigene Lebenspartie auf.

Ich glaube, jetzt habe ich es vollkommen deutlich gemacht, was eigentlich vererbt wird; nicht eine Summe von Kenntnissen oder Kräften, noch eine bestimmte Verfeinerung oder Schwächung, sondern eine letzte Endes berechenbare Konstellation, die gewissermaßen das Resultat unseres Lebens im Guten und Bösen darstellt. Der neue Spieler des Lebens kann seine ererbte Konstellation ganz frei verwenden, aber irgendwann rückt sich sogar noch an ihm irgend ein Unglück, das einst seinen Vater getroffen hat in einer Form, die ganz ihren Ursprung verweist hat, und sich eben nur als Schwäche der Situation in einer bestimmten Lebenslage kundgibt. Und ebenso ist es auch mit allem Guten des Lebens. Was man einmal erlernt und ererbt hat, mag in seinen äußeren Vorteilen und durch das Leben wieder entziffen werden, verloren ist es aber nicht und kehrt als „Konstellationsvorteil“ irgendwann einmal in unseren Kindern wieder. Sie gehören dann zu den „Vegabten“.

Die neue Vererbungslehre drückt das in dem von ihr geprägten Ausdruck: die *Memento* aus und will damit besagen, daß das Vererbte sich so verhält, wie die Erinnerung gegenüber dem Erlebten. Viel besser aber als durch dieses Gleichniswort, das zu leicht zu dem Irrtum führen kann, als sei die Vererbung ein rein geistiger Vorgang, wird das ganze Geheimnis der Vererbung erfaßt durch den oben ausgeführten Schachvergleich, in dem viel mehr steckt als eine bloße Behauptung.

Je mehr man ihm nämlich nachsinn, desto mehr Übereinstimmungen fand man zwischen den Grundgesetzen des Lebens und denen auf dem Schachbrett, namentlich in der vorhin ange deuteten neuen Spielart, die als „organisches Schach“ von München ausgehend soeben in wachsendem Maße die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen und der schachspielenden Welt auf sich zieht, als ein neues Mittel der Vererbungslehre, dessen ausnehmenden Wert zum Verständnis der schwierigsten biologischen Gesetze wir hier soeben erprobt haben.

## Im Spiegel der Augen.

Von S. La Róvós.

In rauchiger Nacht umarmt mich mitunter still die Welt. In des lärmenden Lebens abseitiger Einsamkeit spielt die Unwillkürlichkeit mit des Menschen Gehirn und es ist eine seltene, rastlose Freude, absichtslos die aus sich selbst herausgetretenen Geschwister zu betrachten, den Diktator, der mit dem Gefühl der Schlangen übers Parkett dahintanzet, den lachspöckigen trägen Mann, der in der erhitzten Nacht, zwischen aufmunternden Mädchen — mit wahrem Glauben — Loden bekommt, Kavallerist schon wird, der flugunerbittlichen Habicht-Mädchen tollwerden, da ihr schlechtes Herz weich wie Butter wird. In gespannter, tanztroher, musikalischer Stille liegt an irgendeinem Tisch ein spanisches Mädchen, an einem zweiten eine Russin, an einem dritten ein in seiner Schwärze aufrichtig vergämtes Regereib. Mein zielloser, umherwandernder Blick trifft die Augen der Regerin. In schier hervorquellendem, breitem Weiß geht das unte, schwarze Auge unter. Diese Augen, die nun hier, im mittäglichen Glanz elektrischer Luster gelangweilt saunen, gafften gestern, vor einem halben Jahr, früher, hier und dort, anderswo; haben fremder Gesichte Gefächter eingefogen, sind vielleicht über Afrikas Bewässer, Waldungen, Ebenen dahingeglitten; in zwei Augäpfel bodenloser Tiefe schlummern Menschen von anderem Gesicht, anderer Gehirn, anderer Traurigkeit — wie mannigfache Selsamkeiten ruhen doch im Spiegel zweier Augen...

Ich liebe das Auge des Menschen, das milde, das elektrifizierte, das erschreckte, das schwärmerische, das lachende, das verdächtige, und bewegte Aufregung macht meine Phantasie flügge, denn auch über des nichtswürdigen Menschen Auge hat einst das Entsetzen, das Jauchzen, das ringende Leben gekaut. Mitunter denkt mich, dem Menschen sei bloß deshalb Blutrünstigkeit, Sehnsucht, Verzweiflung, Liebe geworden, damit die beiden Augen sein Leben spiegeln; vermeine, sein wirrer Kopf, seine atmende, breite Brust, seine sehnsuchtgepannten Lenden, seine vor Glück, Rausch zitternden Beine seien bloß zu den Augen geschaffen worden; aus diesen strahlt, in diesen pockt und weint und spricht alles. Wie entsehrlich ist es, blind zu sein.

Im Spiegel der Augen... möchte ich jedes Menschen Augen sehen, im Augenblick, da es ihm vom Leben schwindig wird; das Auge des umherirrenden Bettlers, wenn das Auge seines vorgeneigten Kopfes den gefundenen Gulden erblickt, das Auge des zum Tode entschlossenen Menschen, wenn er sich nach wimmernder Vorbereitung umschaut und ihm das gesunde Gesicht ins Auge sticht; des Arbeiters Auge im Moment, da ihn Hitze durchschauert und ihm klar wird; das Kapital ist unser Scharfrichter; das Auge des feigen Juden, wenn er in Gebetern seine Andacht verrichtet und er am Morgen der Verdammnis seine Kinder todschießt; das Auge der fallenden, hochzeitreisenden Frau, wenn sie zum erstenmal verblüfft den Markusplatz erblickt; das Auge des selbstsüchtigen Mannes, der urplötzlich, jählings den Verstand verliert; das Auge des seit vielen Jahren Eingekerkerten, wenn

ihn in der Nacht die Erinnerung an das Weib heim sucht und er in die Finsternis stiert; mein Auge, da ich als Lehrling vom Gesellen geprüft wurde...

Im Spiegel der Augen... über denen es dahinzittert, wie der schattige Schatten über die schweigenden Bergseen, der aufleuchtet, wie auf jungfräulichen feuchten Lippen die Morgenfehnucht, der bricht wie die Dichterseele, in der im tödlichen Nebeneinander Stolz und Glend toben...

Ich liebe das Auge des Menschen, denn in seinem erweiterten Spiegel winkt unsere ewige Sehnsucht, dies ist jenes Auge, das mit friedsamem Genuß der Bildergalerien Schönheiten verkostet und niemals von Mona Lisas Gesicht, von Rembrandts altem Kopf, von Lizians Fleisch ermattet gegliht ist; dies ist jenes Auge, das wie der Wly zuckt; dies ist jenes Auge, das Bebel gesehen und seinen weißen Kopf, seine garten Hände zu ewigem Leben aufbewahrt...

Im Dicht der Augen gehe ich umher und will mit erhöhter Phantasie den Blick erfassen, jenen Blick, der mit wildem Strom in die Ferne der Zeiten flüht, den Blick, der wie die Sonne über unseren Häuptern loht, beängstigend ist, wie Geburt und Vergehen; im Spiegel vieler Millionen Augen brennt das Licht und der Iodernde Blick schlägt mir ins Gehirn.

Im Spiegel der Proletariatsaugen träumt die Zukunft... (Aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.)

## Max Klingers Wandbild.

In der Ausstellung der Freien Sezession (Kurfürstendamm 208/09) ist jetzt Max Klingers neues für Chemnitz bestimmtes Wandbild zu sehen. Es füllt die obere Hälfte einer ganzen Wand des großen Saales aus. Sein Flächeninhalt beträgt an die hundert Quadratmeter, vielleicht mehr. Unter allen Umständen haben wir es also mit einem Werk zu tun, das nicht nur wegen der Persönlichkeit seines Urhebers auch um der daran gewandten Arbeit willen Respekt fordert. Bei einer Beurteilung des Bildes aber ist von vornherein zu bedenken, daß es nicht für diesen Ausstellungssaal gedacht ist und daß seine eigentlichen, gerade das Gesetz des Wandbildes erfüllenden Qualitäten nur in dem Chemnitzer Rathaus erprobt werden könnten.

Das erste, was wir auf dem langgestreckten Bilde sehen, ist die den Hintergrund bildende Silhouette einer Stadt: ein tumultuöses Gewimmel von Häusern, Dächern und Türmen. Eine ideale Stadt, flimmernd von Licht; undeutlich in den Einzelheiten, aber in der Wucht des Ganzen eine einprägsame Erscheinung. Eine Stadt von südlicher Helle, aber herb wie norddeutsche Vacksteinstädte: Lübeck am Mitteländischen Meer. Das Meer ist das zweite, was hervorbrillt. Ein Stück Hafen: bauchige Dampfer geben den Rhythmus, geschmeidige Masten einer ganzen Flottille von Segelschiffen deuten auf des Hafens quirlende Beweglichkeit. Links vorn hat ein großer Dampfer Anker geworfen; von der Röhle aus wird er entladen. Diese Röhle mit ihrem Arbeitsleben ist der dritte Plan, der das Bild in dessen ganzer Breite durchzieht und in parallele Schichten und Stockwerke aufspaltet. Ein Wirbel von hastenden Menschen und Fuhrwerken. Dann wieder ein kanalartiges Wasser. Und schließlich ganz vorn ein Nebeneinander von mehr als lebensgroßen Figuren: die neun Auser, tanzend, ständhaft; reiste; eine Gruppe von Jurisprudenz, unter denen sich auch Nerxur niedergelassen hat. Das Bild heißt: „Arbeit, Wohlstand, Schönheit.“ Man empfindet es als die Schlußapotheose eines reich inszenierten Ballets auf großer Opernbühne.

Was Max Klinger gestalten wollte, ist deutlich: auch inmitten der modernen Arbeitswelt blieb Hellas erhalten! Ein dramatisches Thema mit episch-lyrischen Mitteln gelöst. Der Zusammenstoß zweier Zeitalter, durch die Phantasie des bedeutendsten Künstlers veredelt. Die Götter Griechenlands wandeln und spielen mitten im Lärm und Schwerg eines Hafens, ganz unbefummert um die Welt der modernen Technik und des Merkantils. Wir sollen daran glauben lernen, wir sollen es zu sehen bekommen, daß auch nächsterne und zweckmäßigste Gegenwart vom Rhythmus der Schönheit durchlungen ist.

Die Forderung, die so an uns gestellt wird, ist uns nicht neu. Wir wissen bereits, daß die Schönheit nicht jenseits des täglichen Lebens in irgendwelchen fernem Höhen schwebt, daß sie vielmehr mitten unter uns wohnt. Wir kennen die Schönheit der Gassen, der Straßen und der Arbeit, der Werkstätten, der Fabriken, der Lastträger und der Maschinen. Solche Wirklichkeit anzuwenden, haben wir unzählige Male das Höchstergebnis der Sinne gehabt. Der Hauch der Salote, das verdamnte Wasser, die stamfende Hast des Durcheinanders von Vallen und Aisien, von Rädern und Ketten, von Schlepplenden und Stenkenden haben uns bis in die Tiefen der Seele erschüttert; wir haben aus solchem Chaos reinste Musik erdöt. Und wir sind dabei ohne die Wiederbelebung inzwischen verstorbener Götter ausgekommen. Es wäre nun selbstverstänlich, ob die Methode, nach der Klinger und die Schönheit der modernen Arbeitsstätten erkennen lassen will, wirksamer ist als die, nach der wir bisher verfahren. Es fragt sich, ob die auf Klingers Bild einermöglichen unermittelte herumpazierende neun Damen und die Schönheit der Arbeit tiefer ergreifen lassen, als das naive Zuschauen und das Bewußtsein, selbst ein Teil solcher Lebenswirklichkeit der Dampfessel, der tausendpferdigen Schiffsmaschinen und der zimmerbebenden Krane zu sein.

Doch davon abgesehen: Klingers jüngstes Werk zeigt viele einzelne Schönheiten. Am eindrucksvollsten ist die Landschaft, ist die Sonne, die sie erfüllt. Aber auch an den Figuren bewährt sich des lenntuöseren Illustrators formenflüssiger Griffel. Vielleicht könnten solche Reize noch wesentlich stärker überzeugen, wenn sie statt durch das riesenhafte Format des Wandbildes durch ein graphisches Blatt gegeben würden. Dies wohl schon darum, weil dann die Einzelheiten der Darstellung, die jetzt unvermittelt bleiben, einander näher kämen, sich mehr zu einer größeren Einheit schließen. Mit Gewißheit ist anzunehmen, daß die Entwürfszeichnungen zu diesem ausgedehnten Gemälde und noch mehr die einzelnen Studien widerspruchsfoller den Betrachter hinreichen, als dies, alle Vorzüge anerkannt, das Wandbild in seiner Ganzheit vermag. Wir stehen bewundernd vor einer mit geschliffenem Intellekt, mit vielerlei Grübeln und Symbolik in erwogenen Proportionen gefügten Komposition; aber nur mühsam können wir durch die Fülle der Eindrücke die eigentliche künstlerische Konzeption, die große leidenschaftliche Empfindung, herausfassen. Das Unterchiedliche solcher psychologischen Vorgänge wird hier durch einen Zufall besonders spürbar: man beachne die beiden alten Bilder von Thoma, die rechts und links von dem großen Klinger hängen. Es sind dies harmlose, von keinerlei Weisheit beschwerte Szenen: stielende Musikanten und eine Familie sich das Sonntags ausruhend. Es sind dies aber zugleich warme, von Blut durchpulste, mit einem einzigen entzündenden Bild erfasste, mit einem einzigen Griff geförnte und darum unsterbliche Erlebnisse.

R. Br.

Zur Einführung in Klingers Schaffen empfiehlt sich Ferdinand Avenarius aus hingebender Betrachtung und nachschaffender Einfühlung geschöpfte Schrift: Max Klinger als Poet in Callweys Verlag, München, Preis 6 M. Sie ist herausgewachsen aus einem früheren Büchlein über Klingers Größtes Kunst und aus mancherlei Kunstvariaufgaben. Es ist so kein „systematisches“ Werk (Gott sei dank nicht) geworden, aber sie führt auf vierlei Wegen ins Innerste des Künstlers Klinger, des schöpferischen Menschen überhaupt. Die Hauptsache ist immer noch die aus schier unerschöpflichen Quellen genährte Phantasie Klingers; sein Raderwerk. Gerade hier ist dem Phantasiearmen modernen Menschen am meisten die leise fühlende Hand bonniden. Avenarius versteht es meisterlich, die Gesellen und Gesichter im Lese und Beschauer lebendig werden zu lassen. Ein überreicher

Abbildungsschah hilft dabei und gewährt Tausenden überhaupt die einzige Gelegenheit, diese Reichenwerke des größten deutschen Griffel-Poeten in ihrem überquellenden Formenreichtum und fertigen Tiefen nachzuerleben. Goethe und Beethoven müssen heraufbeschworen werden, um gleich Gewichtiges zur Seite zu stellen. Vom amutigsten Spiel bis zur Menschheitstragdie führt Klinger, sein Werk ist eine neue Bilderbibel, in der das ganze moderne Leben enthalten, geschildert und gestaltet von der schöpferischen Phantasie. Vom Reicher und Raderer aus wird dann der Zugang zum Maler Klinger gewonnen. Malerei ist für Klinger „der vollendetste Ausdruck unserer Freude an der Welt“. Aber freilich: er ist auch als Maler und Bildhauer Poet, Schöpfer, Erfinder. Sein Werk ist weit, sein Ziel hoch und vielleicht zu kompliziert, als daß man ihm leicht und bis zuletzt folgen könnte. Aber auch dort, wo er uns nicht unübersteiglich in seinen Wahn schlägt, ist er bewundernswert. Auch die technischen und besonderen künstlerischen Fragen werden lichtvoll behandelt.

## An der Marne.

Seit jenen denkwürdigen Tagen im ersten Jahre des Weltkriegs, die zum erstenmal alle Särden des Krieges in die teils lieblichen, teils romanischen Gegenden am Ufer der reichenden Marne, dieses bedeutendsten Nebenflusses der Seine, trugen, sind Jahre hingegangen, Jahre, in denen der nordfranzösische Bauer die von der Hand des Krieges getropelten Fluren wieder befestigt. In ganz besonderem Maße wissen jene ebedem so friedlichen Dörfern und Städte, innerhalb des großen Bogens des Stroms, die im Kampfgebiet der Marnechlacht vom Herbst 1914 lagen, von den Särden des Großkampfes zu erzählen, der dort wütete, und auch, als der Kriegslärm dort längst verbraust war, wurden ihre Bewohner Tag für Tag immer wieder daran erinnert. Zwar sind wohl längst alle unmittelbaren Ueberbleibsel der dort kämpfenden Truppen vernichtet oder sorglos, Granatsplitter und Blindgänger, leere Konterbändchen, Brotdentel und Flaschen, wie sie zu Hunderten umherlagen, kümmerliche Wäse und Verzeug, Patronentolken und sonstige Ausdrückungsgegenstände, — traurige leblose Reagenzglas der Vergänglichkeit, die das Marnechlachtfeld mit trostlosem Hauch umwehten. All dies ist jetzt nicht mehr. Aber die Ländchen und Abertausende von Soldatengräbern — Feind liegt hier neben Feind einträchtig in letzter Ruh' — deren kreuzförmige Hügelchen den Weg säumen, sie wurden durch die Jahre noch nicht berührt. Insbesondere in der nur durch tannenbedeckene Höhen unterbrochenen Sumpfbene hinter Seanne südlich des Hauptflusses hängen sie sich zu eindrucksvollem Bilde, dessen Wirkung noch verstärkt wird durch hier und da gähnende, noch nicht ausgefüllte Granatlöcher. Auch die etwas weiter nördlich, dem Marnebogen näher gelegenen Orte, die in den Kriegsberichten vom September 1914 eine so große Rolle spielten, so Kommo, Lenharrée, Waffimont, Hauffimont, Sompuis u. a. haben schwer zu leiden gehabt. Und das hübsche Meure (Seine), das sich zwischen Gehäse tallwärts nach Kommo schlängelt, trägt seinen Namen wahrlich mit Recht. Von Kommo selbst brüten die glerigstehenden schweren Geschosse fast nicht übrig gelassen; nur das Feuerwehrtaus war — merkwürdiger Zufall! — als einziges Wahrzeichen von allen Häusern des Dorfes stehen geblieben. Und nicht anders sah es in den übrigen Dörfern aus: Schutt und Trümmer, rauchgeschwärzte Mauern und zerplitterte Wälle. Die sieht es wohl jetzt in jenen ehemals so blühenden Landschaften aus? Koch wissen wir es nicht. Wahrscheinlich ist, daß manches inzwischen wieder aufgebaut worden ist, wiedererstand, um vielleicht von neuem dem wilden Geleßen Krieg zum Opfer zu fallen.

## Der Krieg als Fisch-Schonzeit.

In der Nordsee, die natürlich ziemlich stark unter dem Einfluß des Krieges steht, war in der letzten Friedenszeit ein Zustand der „Ueberfischung“ eingetreten, das heißt, daß sich eine starke Abnahme der größeren Älteren Fische infolge des Wegfanges bemerkbar machte. Die Fänge waren zwar noch immer nicht am Gewand vermindert, enthielten aber in der Hauptmasse nur kleine Exemplare, wodurch der Marktwert sehr vermindert wird. Aus diesem Grunde haben die Deutschen und auch andere Fischdampfer ihre Schlepptreue immer mehr nördlich, zum Beispiel bei Island ausgeworfen. Dies ist zu beachten, wenn der Einfluß des Krieges auf unsere Nordseefischerie, wie ihn die naturwissenschaftliche Bodenforstung“ vorlegt, richtig erfaßt werden soll. Die merkwürdig häufig gedauerte Ansicht, daß ein wesentlicher Teil des Fischbestandes durch Explosionen von Geschossen und Torpedos vernichtet werden könnte, hat sich als so hinlänglich erwiesen, daß es überflüssig ist, sie näher zu erörtern. Unleugbar aber ist, daß die Fischerei der Nordsee im Lauf des Krieges sehr erleichtert wurde, einerseits durch die Unzugänglichkeit des größten Teils der Hochsee, andererseits infolge des Mangels an Menschen und Schiffsmaterial. Die natürlich vor allem für die Kriegsmarine verfügbar sein müssen. Die Wirkung dieser Verhältnisse ist aber durchaus keine ideale, wenn sie auch natürlich in der Gegenwart zu einer Verringerung des Marktes führt, es ist vielmehr durch die geschädigten Kriegswirungen eine Schonzeit für die Nordseefische herbeigeführt worden, die aus den eingangs erwähnten Gründen nur als erfreulich bezeichnet werden kann. In einer Vespörung dieser Schonzeiterklärung hat ein holländischer Fischereifachverständiger sogar berechnet, daß während des Krieges 300—400 Millionen Tonnen jenseitiger Fische vernichtet wurden, die also für die Zeit nach dem Kriege zur Verfügung stehen. Auch deutsche Sachverständige haben festgestellt, daß der Fischereistrom in der Nordsee sich während der letzten Jahre bedeutend geschoben hat. Dies ist um so erfreulicher, als dadurch unsere Fischereierträge künftig wohl verringert werden können. Sie belief sich früher auf 110 Millionen Mark, denen nur ein Ertrag der deutschen Fischerei in Höhe von 40 Millionen Mark gegenüber stand.

## Notizen.

Das Winterprogramm der Volkshöhne. Von der Direktion Kaphler, die im September ihre Vorstellungen beginnt, sind folgende Stücke zur Aufführung vorgesehen: aus Shakespeares Zeit: Shafespeare: Die lustigen Weiber von Windsor, Wly für Raß, Embeline. Rollere: Der Wikantrop, Calberon: Der Richter von Zalamea, Goethe: Götz von Berlichingen, Torquato Tasso. Schiller: Kabale und Liebe, Die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell. — Klassisches und Neues: Kleit: Das Räthen von Heilbrunn, Der Prinz von Homburg, Grillparzer: König Ottokars Glück und Ende, Die Jüdin von Toledo, Hamund: Der Bauer als Millionär, Zimmermann: Merlin, Hebel: Nibelungen I und II, Otto Ludwig: Der Erbförster, Ibsen: Die Komodie der Liebe, Die Kronprinzen, Admerholm, Strindberg: Gustav Adolf, Luther, Toffoi: Früchte der Bildung, Tschadow: Drei Schwedern, Onkel Wanja. — Aus neuester Zeit: Ernst Barlach: Der tote Tag, Der arme Vetter, Carl Hauptmann: Ephraims Tochter, Max Pulver: Robert der Teufel, Otto Hoff: Nerker und Erlöfung, Rabindranath Tagore: Das Vojam, Chitra.

Vorträge. Urania: „Der Vierwaldstättersee und der Gotthard“, Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend: „Von der Zugspitze zum Watzmann“. — In der Treptow-Sternwarte spricht Dienstag, 7 Uhr, Dr. Archenholz über „Astronomie mit dem Opernglas und kleinen Fernrohren“.

Theaterchronik. Infolge plötzlicher Erkrankung des Darstellers der Hauptrolle muß die auf Sonntag, den 2. Juni, mittags 12 Uhr, für das junge Deutschland angelegte Uraufführung von Rossas „Rain“ nochmals verschoben werden.

Noald Amundsen Nordpolpölane. Noald Amundsen ist am 30. Mai nach einem Besuch in England, Frankreich und Amerika wieder in Bergen eingetroffen. Er teilt mit, daß er beabsichtigt, in sechs Wochen seine lange aufgeschobene Nordpolfahrt nun endlich anzutreten. Es werden acht Mann an Bord der „Maud“ gehen, alle über 35 Jahre alt. Die Expedition wird von Tromsö aus den Kurs östlich in der Richtung der Nord-Nacht nehmen. Amundsen gedenkt erst in drei Jahren zurückzukehren.